

Carolin Krämer

Aufheben, klönen, da sein – am Fachdiskurs vorbei, aber mitten in der Diskussion?

Zu alternativen Funktionen von Kleinstmuseen

Kleinstmuseen mit lokaler Ausrichtung machen in ganz Deutschland einen Löwenanteil an der Museumslandschaft aus – auch im Flächenland Niedersachsen¹, dem geografischen Bezugspunkt der diesem Artikel zugrundeliegenden Untersuchung². Tatsächlich sind Kleinstmuseen in ihrer Bedeutung als (häufig einzige) kulturelle Einrichtungen auf dem Land nicht hoch genug einzuschätzen. Sie sind zentrale Einrichtungen zur Bewahrung des kulturellen (materiellen) Erbes örtlicher Gemeinschaften. Doch wie steht es in diesen zumeist in Vereinsträgerschaft befindlichen Einrichtungen mit der Erfüllung

1 Vgl. Lochmann, Hans: Museen in Niedersachsen und Bremen in Zahlen. In: Museums:Zeit. 50 Jahre Museumsverband Niedersachsen und Bremen e.V.: besonderes, bewegend, erleben. Hrsg. Michael Haverkamp u.a. Hannover: Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. 2016, S. 84–88.

2 Als Basis dienen die im Rahmen des Dissertationsprojekts der Autorin geführten Interviews (s.u.). Die Promotion erfolgt, betreut durch Professor Dr. Karen Ellwanger, im Fach Museum und Ausstellung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Der Arbeitstitel lautet: [...] dass man sich zurückorientieren kann auf dem Weg nach vorne!“ – Perspektiven der Mitarbeiter_innen ehrenamtlich betriebener lokalhistorischer Museen in Niedersachsen auf das museale Feld und seine Akteur_innen.

musealer Grundaufgaben, also dem Sammeln, Bewahren, Forschen, Ausstellen und Vermitteln? Ist ein Anlegen solcher Kriterien auf diese Einrichtungen überhaupt sinnvoll, oder treten hier andere Aufgaben in den Vordergrund?

Ausgangspunkte

Rückten in den letzten Jahren in verschiedenen Studien sowohl die Inhalte sogenannter „Heimtmuseen“³ als auch ehrenamtliche Mitarbeit an professionell geführten Museen⁴ in den Fokus, so bilden im Fall der hier zugrunde liegenden Untersuchung die ausschließlich ehrenamtlich betreuten Kleinstmuseen und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter das Forschungsfeld. Ich schließe damit an die Untersuchungen von Angela Jannelli⁵ an, der es gelang, den in Bezug auf ehrenamtlich geführte Museen oft einseitigen Professionalisierungsdiskurs hin zu einem Diskurs um die spezifischen Qualitäten dieser Museen zu verschieben. So beschreibt sie Kleinstmuseen zum Beispiel als Orte der Trauerarbeit, der Nachwuchsgenerierung für Hobbys und Ehrenamt und als soziale Treffpunkte.⁶ Weitere Grundlagen meiner Untersuchung bilden zum einen die Erfahrungen meiner Kolleginnen und Kollegen aus dem in den Jahren 2011 bis 2016 am Oldenburger Institut für Materielle Kultur durchgeführten Forschungsprojekt „Neue Heimtmuseen als Orte der Wissensproduktion“,⁷ zum anderen leitete ich selbst parallel die Neuaufstellung der Heimatstube Exten – museum für dorfkultur mit Studierenden und

3 Vgl. z.B. Ebeling, Smilla: *Durch die Blume – Geschlechternarrationen in musealen Naturdarstellungen*. Münster: Waxmann 2016 [Publikation im Rahmen des Projektes „Neue Heimtmuseen als Orte der Wissensproduktion“, siehe Anm. 7].

4 Vgl. z.B. Scholl, Franziska; Wening, Ruth: *Ehrenamt organisieren: das Konzept zum bürgerschaftlichen Engagement am Museum Nienburg/Weser*. Nienburg: Museumsverein 2013. – Thiemann, Antonia Victoria: *Museen schlagen Brücken: bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen im Museum*. Frankfurt a. M.: Lang 2014.

5 Vgl. Jannelli, Angela: *Wilde Museen: zur Museologie des Amateurmuseums*. Bielefeld: Transcript 2012.

6 Vgl. ebenda, S. 138–162.

7 Das Projekt wurde durch die VW-Stiftung gefördert und durch Professor Dr. Karen Ellwanger geleitet. Beteiligte Museen waren das Nationalpark-Haus Museum Fedderwardsiersiel (Niedersachsen), das Handwerksmuseum Ovelgönne (Niedersachsen), das Lötschentaler Museum (Kippel, Schweiz), das Landschaftsmuseum Angeln/Unewatt (Schleswig-Holstein) und das Werratalmuseum Gerstungen (Thüringen).

Ehrenamtlichen. Die Heimatstube Exten (im Weserbergland im südlichen Niedersachsen) ist ein seit gut vierzig Jahren bestehendes lokales Kleinstmuseum, vielspartig und rein ehrenamtlich geführt (Abb., S. 164).

Aus dem Projekt erwuchs für mich eine Vielzahl von Fragen, die schlussendlich in mein heutiges Promotionsvorhaben mündeten. Mich interessiert dabei, mit welchem Blick Ehrenamtliche ohne berufliche oder private Beziehung zum musealen Feld auf selbiges blicken. Was macht für sie ein gutes Museum aus? Welche Ziele verfolgen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit ihrer Arbeit? Was motiviert sie? Welches Bild haben sie von „ihrem“ Publikum? Nach welchen Kriterien gestalten sie Räume und Displays des Museums? Im Rahmen des Dissertationsprojekts habe ich deshalb im Jahr 2017 fünf rein ehrenamtlich geführte Museen in Niedersachsen untersucht und dort mit maßgeblich für die Gestaltung der Ausstellungen verantwortlichen Personen leitfadengestützte Interviews geführt. Die Kriterien zur Auswahl der Häuser waren: regionale Streuung der Fallbeispiele, öffentlich zugängliche Dauerausstellungen, rege Vereinsaktivitäten, Unterschiede in soziodemografischen und wirtschaftlichen Strukturen der Orte (von Gemeinden mit deutlicher Überalterung bis hin zu Tourismuszentren) und die Einbeziehung eines mit dem Museumgütesiegel des Museumsverbandes für Niedersachsen und Bremen e.V. ausgezeichneten Hauses ins Sample. Neben den Gesprächen vor Ort erfolgten im Anschluss Ausstellungsbegehungen und eine Dokumentation von institutionellen und personellen Strukturen der Museen.

Die untere Grenze

Befragt man das elfstündige Interviewmaterial auf die darin zum Ausdruck kommenden Wissensbestände, Haltungen und Praktiken im Kontext der Erfüllung der musealen Grundaufgaben, ergibt sich auf den ersten Blick ein desolates Bild. So lag nur an einem der fünf von mir untersuchten Häuser ein Sammlungskonzept vor, nur hier wurde die Sammlung systematisch erweitert. Allein eines der fünf Museen verfügte über ein Depot, nur hier und in einem weiteren Haus wurden Maßnahmen zur präventiven Konservierung und erste Inventarisierungsbestrebungen erkennbar. In keinem der besuchten Häuser sind die konservatorischen Bedingungen leichten Gewissens als „geeignet“ zu bezeichnen. Forschung in einem engeren Sinne fand an keinem der Museen statt. An einem Haus wird allerdings viel Arbeit in die Inventarisierung investiert, die aufgrund des Einbezugs von Fachliteratur als wissenschaftlich



Abb.: In Exten ist die Inszenierung der Bank des ehemaligen Schulleiters Objekt, Denk- anstoß und Treffpunkt zugleich. Foto: Carolin Krämer, 2014

zu bezeichnen ist. Zwei Museen haben für sich Formate gefunden, das Erfahrungswissen ortsansässiger Berufspraktikerinnen und -praktiker zu den Objekten zu dokumentieren. Nur an einem Haus münden gewonnene Erkenntnisse in einfache Publikationen. Im Bereich Vermittlung bringen viele der Ehrenamtlichen große Zeitspenden ein, die sich vor allem in öffentlichen Führungen oder der Betreuung von Gruppen widerspiegeln. Konzeptionell erarbeitet im Sinne einer Festlegung von Vermittlungszielen sind diese Formate jedoch nicht. Die große Stärke der Häuser liegt stattdessen in (halb-)jährlich unter großem Zuspruch der örtlichen Bevölkerung durchgeführten Museumsfesten. Ebenfalls große Arbeitsleistungen werden in den Ausstellungsbetrieb eingebracht. Alle Museen haben Dauerausstellungen, an den meisten davon wird konstant gearbeitet. Zu meiner Überraschung zeigten alle Häuser zudem mindestens jährlich Sonderausstellungen. Einschränkend muss jedoch gesagt werden, dass nur zwei der Dauerausstellungen (partiell) betextet waren, es

sich bei den Sonderausstellungen in drei Fällen lediglich um wechselnde Fotohängungen handelte und sich das Kuratieren häufig auf die Pflege seit Jahrzehnten vorhandener Ausstellungseinheiten beschränkte. In nur einem Haus konnte ich ein Agieren im Sinne einer, wie ich es nennen möchte, *Curatorial Literacy* feststellen.

Curatorial Literacy

Der Literacy-Begriff wurde ursprünglich als Ausdruck für eine Alphabetisierung geprägt, die Menschen zu einer grundsätzlichen sprachlichen Diskursfähigkeit ermächtigt. Ab Ende der 1980er-Jahre wurde der Begriff hin zur Beschreibung eines Sets mit dem Schreib- und Sprachgebrauch verbundener sozialer Praktiken erweitert, die ein individuelles Agieren im sozialen Raum ermöglichen.⁸ Später erfolgte eine Übertragung dieses Konzeptes einer Handlungs- und Argumentationsfähigkeit auf andere Kompetenzbereiche. Als struktureller Ausgangspunkt für die hier von mir vorgenommene Übertragung ins Kuratorische dient mir das Konzept der *Scientific Literacy*. Diese vereint einen Kompetenzerwerb auf denen Ebenen Wissen, Handeln und Bewerten⁹, die ich für meine Definition einer *Curatorial Literacy* übernehmen möchte. Im Sinne eines mediengerechten Umgangs mit Ausstellungen – mit Jana Scholze begreife ich diese als komplexen Medien¹⁰ – ergeben sich für mich folgende Kompetenzcluster:

- » *Wissen* um die intermedialen Wirkmechanismen des Mediums Ausstellung, um die Polyphonie der Dinge, um die wissenschafts- und kulturgeschichtliche Konnotation verschiedener Ausstellungsmodi/Typologien/Ästhetiken (Medien- und Dingkompetenz).
- » *Handeln* als bewusster Artikulationsakt unter material- und publikumsgerechtem Einsatz musealer (Inszenierungs-)Praktiken (kommunikative, gestalterische, konservatorische und Vermittlungskompetenz).

8 Vgl. Nickel, Sven: Literacy. o.J. S. 9. URL: www.fb12.uni-bremen.de/de/bibf/publikationen/hochschuldidaktische-handreichungen.html (gesehen 25.7.2019).

9 Vgl. Scientific literacy. Der Beitrag der Naturwissenschaften zur allgemeinen Bildung. Hrsg. Wolfgang Gräber u.a. Opladen: Leske+Budrich 2002, S. 137.

10 Vgl. Scholze, Jana: Medium Ausstellung. Lektüren musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin. Bielefeld: Transcript 2004, S. 11.

- » *Bewerten* von eigenen Museums-, Selbst- und Publikumsbildern und deren Auswirkungen auf die Ausstellungen, Hinterfragung institutioneller Naturalisierungseffekte, Reflexion eigener kuratorischer Prozesse und Produkte (ethisch-moralische Kompetenz, evaluative Kompetenz).

Den Kern einer *Curatorial Literacy* bildet demnach die Fähigkeit, kuratorische Mittel zielgerecht einzusetzen, um die von den Aktiven vor Ort angestrebten inhaltlichen Aussagen treffen zu können. Dazu bedarf es auch des Wissens um verschiedene museale Präsentationsformen und deren historische Konnotationen. Begreift man das Kuratieren zudem mit Gottfried Korff als „aktualisierende Rahmung“¹¹ historischer Dingbestände, so kann auch die Fähigkeit zu eben dieser als Bestandteil der *Curatorial Literacy* angesehen werden. Daneben umfasst sie für mich im Cluster *Bewerten* die Fähigkeiten kritischer Selbstreflexion und Offenlegung intersubjektiver Deutungsmuster im Sinne einer wissenschaftlichen Transparenz zur Beförderung der Diskursivität von Ausstellungen. Ein Kuratieren in diesem umfassenden Sinne fand meines Erachtens nur in einer einzigen Einrichtung meines Samples und auch dort nur ausschnitthaft statt. Was im Rahmen dieses Textes zunächst nur konstatiert werden kann, soll im Rahmen der Dissertation in eine weitere Reflexion und gegebenenfalls Erweiterung des Konzeptes einer *Curatorial Literacy* für Kleinstmuseen münden.

Alternativfunktionen

Überwiegend unterschreiten die von mir untersuchten Häuser in der Erfüllung musealer Grundaufgaben nach wissenschaftlichen Standards die dadurch definierte Grenze also deutlich. Angeregt durch das Vorgehen meiner Kollegin Beate Bollmann, die in ihrem Leitfaden *Qualitäten kleiner (Heimat-) Museen*¹² eine Bewertung von Kleinstmuseen unter den alternativen Qualitäts-

11 Korff, Gottfried: Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum (2000). In: Korff, Gottfried: Museumsdinge: deponieren – exponieren. Köln; Weimar; Wien: Böhlau 2007, S. 167–178; hier: S. 174.

12 Vgl. Bollmann, Beate: Qualitäten kleiner (Heimat-)Museen. Ein Leitfaden. Münster: Waxmann 2017 [Publikation im Rahmen des Projektes „Neue Heimatmuseen als Orte der Wissensproduktion“, siehe Anm. 7].

kriterien Atmosphäre, Erfahrungswissen, Stärken von Pionierorganisationen und Zivilgesellschaftliche Funktion vorschlägt, habe ich mein Material zusätzlich auf alternative Funktionen hin analysiert, die Kleinstmuseen in ihrem lokalen Bezugsraum erfüllen.

Deutlich wurde für mich hier ihre Funktion als soziale Ankerzentren in ländlichen, oft strukturschwachen Gegenden. So betonte eine Ehrenamtliche aus einem Haus in einer ganz besonders vom Strukturwandel betroffenen Gemeinde mir gegenüber: „ganz definitiv wollen wir also hier irgendwie so ein Brennpunkt vor Ort sein. Nicht, hier haben wir keine Kneipe mehr. Die Kirche funktioniert auch nur irgendwie alle drei Wochen. Die ganzen Vereine, die wir haben, durch diese Überalterung, sind also geradezu ein Hohn, nicht?“¹³

Im sich vollziehenden Demografie- und Strukturwandel wird das Museum damit zum (einzigem) Treffpunkt vor Ort. Das spiegelt nachdrücklich auch die Aussage einer anderen Ehrenamtlichen dieses Hauses, deren Hauptanliegen es ist, „da eine gute Mischung zu finden zwischen der Aufarbeitung der Erinnerungskultur [...] und gleichzeitig aber so ein Hier und Jetzt zu bilden“. Der Eindruck, die Menschen nutzten das Museum losgelöst von lokalhistorischen Inhalten und Objekten in einer anderen Form, wurde im Laufe der Untersuchung auch durch die Aussagen anderer Ehrenamtlicher unterstrichen, die zum Beispiel die Jahreshauptversammlungen ihres Vereins als Anlass für das Zusammenkommen der Älteren im Ort beschrieben, „die kommen, aber nicht wegen der Versammlung“. Es ginge vielmehr darum, einen Ort zu schaffen, „wo sich die Leute austauschen und sich dann aber auch näherkommen“.

Das Museum wird für die Menschen vor Ort zur „Contact Zone“¹⁴ im wahrsten Sinne, die Ausführung musealer Grundaufgaben ist für die Erfüllung dieser Funktion weitestgehend irrelevant. Im Gespräch mit einer Ehrenamtlichen, die mir ihre Begegnung mit einem aus Syrien geflohenen Mädchen schilderte, spielen die Objekte aber doch wieder eine zentrale Rolle und zwar

13 Dieses und alle im Folgenden zitierten Interviews wurden im Rahmen des o.g. Dissertationsverfahrens geführt. Die Transkripte sind bislang unveröffentlicht. Aus Gründen der Forschungsfolgenabschätzung bleiben Gesprächspartnerinnen und -partner und Museumsstandorte anonym. Auf eine Zuweisung von Alias-Namen wird im Kontext dieses Aufsatzes aufgrund der nicht fallbezogenen Auswertung des Materials verzichtet.

14 Vgl. Clifford, James: *Routes travel and translation in the late twentieth century*. Cambridge: Harvard University Press 1997, S. 192.

überraschenderweise als transkulturelle Vermittler: „Das hat mich sehr berührt, dass dieses Mädchen hier stand, kommt [...] in eine fremde Kultur, versteht die Sprache nicht und erkennt dann Gegenstände wieder, mit denen ihre Großmutter / [...] Und da denke ich mal, das ist dann auch irgendwas, das verbindet die dann vielleicht auch, ne?“

Hier ist es gerade die objektzentrierte und auf Alltagspraktiken ausgelegte Ausstellungsgestaltung, die Kommunikation ohne Hemmschwellen ermöglicht. Zwei Alltagsexpertinnen begegnen sich und können sich im Hantieren mit dem Gegenstand austauschen. Die Vergleichbarkeit der Dingnutzung in weit entfernten, aber jeweils – und das ist entscheidend – regionalen Kontexten, lässt eine erste Vertrautheit entstehen.

Die niedrigschwellige Zugangssituation in Kleinstmuseen wird von den Ehrenamtlichen in unseren Gesprächen als ein großer Vorteil ihrer Einrichtungen reflektiert. So sind Vereinsverantwortliche und Publikum oft miteinander bekannt, eine Dichotomie von Laien und Profis ergibt sich nicht. Was das Leben am Ort als inhaltlichem Bezugsraum angeht, bringen alle Beteiligten eigene Erfahrungen mit. Eine der Ehrenamtlichen dachte in der Formulierung der Ziele ihrer Arbeit daher über das eigene Haus hinaus. Sie leiste diese „nicht nur wegen der Ausstellung, GRUNDSÄTZLICH. Damit sie [die Besucherinnen und Besucher] auch mal andere Gedankengänge haben und vielleicht mal den Mut haben, mal in ein anderes Museum auch zu gehen“. Die eigenen Erfahrungen der Kindheit reflektierend, ergänzt eine andere Ehrenamtliche zu Museumsbesuchen mit ihren Eltern, „dass die gesagt haben, das eröffnet ihr Welten, die wir ihr auch nicht zeigen können. [...] Und das war einfach so, ne, dass auch irgendwo Wissensdurst gestillt wird.“

Das Kleinstmuseum vor Ort wird damit trotz aller Beschränkungen in Objektbestand und inhaltlicher Aufarbeitung zum außerschulischen Bildungsort. Dies mag erstaunen, werden sonst häufiger repräsentative technische oder naturwissenschaftliche Museen mit „Bildung“ assoziiert. Dem gegenüber steht die weniger einschüchternde Erfahrung im Kleinstmuseum, das so offenbar ebenfalls Ausgangspunkt einer positiven Aufladung von Lernprozessen und der Eröffnung eines breiteren Wissenshorizontes sein kann. Gerade die „Überschaubarkeit“ des Gezeigten und die Vertrautheit mit Raumstrukturen und Personal lassen dabei Ängste in den Hintergrund treten und ermöglichen Menschen mit bislang wenig Kontakt zum musealen Feld einen Zugang.

Neben den soeben beschriebenen Funktionen des Museums sind es aber auch konkrete inhaltliche Anliegen, die einige Ehrenamtliche mit ihrer Arbeit

verbinden. Immer wieder begegnete mir dabei der Wunsch nach einer Sensibilisierung des Publikums für einen nachhaltigeren Umgang mit Ressourcen. Diese Thematik wurde häufig inhaltlich an die Darstellung alter Handwerks-techniken angebunden. So beschrieb ein mit dem Aufbau historischer Werkstätten betrauter Ehrenamtlicher sein inhaltliches Ziel damit, „dass [das Publikum] vielleicht auch versteht, wie schwer früher gearbeitet worden ist, aber auch gleichzeitig, wie sorgfältig und wie gut. Ja, und dass sie dann versuchen, eine Verbindung zu dem zu kriegen / zu der heutigen Wegwerf-Gesellschaft, die wir ja eigentlich sind“. An einem anderen Haus versucht man, sich dieser Thematik über Sonderveranstaltungen zu nähern, die das Thema Ernährung zugleich als Attraktor wie als wichtiges Feld nachhaltigen Handelns fokussieren. Nach einem „Armeleuteessen“ und einem „Sauerkrautkongress“ mit jeweils rund 85 Prozent der Dorfbevölkerung, so beschreibt eine der Ehrenamtlichen,

hatten wir dann im letzten Jahr ein Fest gemacht unter dem Thema Wollhandkrabben. Das sind also Dinge, die aus China hier eingeschleppt worden sind und / Und dann haben wir mit dem lokalen Fischer / Haben wir also dann vorgeführt, Wollhandkrabben, wie man die essen kann, und das war also auch ganz witzig, nicht? Mit dem chinesischen Restaurant.

Hier ergeben sich plötzlich neue Allianzen aus der Reflexion der Veränderung des eigenen Lebensraums, die Menschen erstmalig an einen Tisch bringen.

In einem regionahistorischen Kontext wird häufig vorrangig der Faktor der Identitätsbildung als Aufgabe von Kleinstmuseen thematisiert. Dieser ist bei allen bereits genannten Alternativaufgaben der Häuser unstrittig und gewinnt mit Beschleunigung des Bevölkerungsrückgangs an Bedeutung. Auch die Stärkung lokaler Identitäten wird daher von den Ehrenamtlichen als ein Ziel ihrer Museumsarbeit benannt. So beschreibt eine Ehrenamtliche mir gegenüber gleich mehrere Ebenen der lokalen Identitätsbildung, nämlich „sowas wie Identifikation und es kann für Besucherinnen und Besucher, die was wissen wollen über diese Gegend, eine wichtige Möglichkeit sein, Informationen zu bekommen, auch über den Zusammenhalt, auch über das Gemeindeleben, über das, wie funktioniert so ein Dorf?“

Kritisch sei hier angemerkt, dass eine Dauerausstellung, die das „Funktionieren eines Dorfes“ reflektieren möchte, ihre Darstellung nicht in den 1950er-Jahren abbrechen darf. Gerade bei diesem Ziel jedoch klaffen Wunsch und Wirklichkeit in meinem Sample stark auseinander und den

Ehrenamtlichen fehlt es an Strategien, den gelebten Dorfalltag in die Ausstellungen einzubinden. Nur in einem der untersuchten Museen in einem touristisch stark frequentierten Gebiet wird die Darstellung der lokalen Vergangenheit in einem Akt des ‚Aktivismus‘ direkt an die Gegenwart gekoppelt. So betont hier einer der Ehrenamtlichen „Wir sagen den Leuten auch ganz klar, [...] diese Probleme, die andere Orte auch haben, dass das GELD so eine große Rolle spielt bei diesen Investoren, nicht. Die kaufen ein schönes Stück Ort. Weil sie so viel Geld haben. Reißen die Häuser ab“. Gentrifizierung und Bebauung von Naturlandschaften werden demnach aktiv als aktuelle Probleme vor Ort thematisiert, zu einer tiefergehenden Reflexion der Ursachen des Strukturwandels kommt es im Museum jedoch nicht.

Kleinstmuseen als Best-Practice-Beispiele?

In den untersuchten Kleinstmuseen kommt man den musealen Grundaufgaben nur in äußerst eingeschränktem Umfang nach. Eine *Curatorial Literacy* ist nur bei den wenigsten Verantwortlichen in Ansätzen gegeben. Dies ist bedauerlich und ein Ansatzpunkt für eine produktive Weiterentwicklung des Feldes, denn entscheidend am Konzept einer *Curatorial Literacy* ist für mich die Ermöglichung selbstbestimmter und reflektierter Teilhabe aller Aktiven vor Ort. Meine Gesprächspartnerinnen und -partner aber waren nicht mit aktuellen Vermittlungs- und Ausstellungskonzepten vertraut. Sie hatten nicht an wissenschaftlichen Diskursen rund ums museale Feld teil. Dennoch reagierten sie auf ihr lokales Umfeld und dessen Bedürfnisse intuitiv oft äußerst empathisch und produktiv und begegneten auf anderen Wegen den gleichen Anliegen wie Häuser unter wissenschaftlicher Leitung. So finden sich auch unter hauptberuflichen Museumsleiterinnen und -leitern sicherlich viele, die zwar mitten in der Großstadt nicht den Tante-Emma-Laden und die Kneipe ersetzen müssen, sich aber wünschten, dass auch in ihren Häusern Menschen zum Essen oder Reden zusammenkommen, weil sie sich wohlfühlen und mit anderen ins Gespräch kommen möchten. Oder Direktorinnen und Direktoren, die sich fragen, wie sie Hemmschwellen abbauen und den gesamtgesellschaftlichen Diskurs eben auch mit einem breiteren Publikum anregen können.

Hier ergeben sich in den Anliegen beruflich und ehrenamtlich geführter Einrichtungen deutliche Schnittmengen. Ein Austausch über alle vermeintlichen Trennlinien im Feld hinweg kann nur fruchtbringend sein. Kleinstmuseen als Best-Practice-Beispiele auch für größere Häuser darzustellen,

gestaltet sich jedoch – auch ohne jeden Ständedünkel – nicht ganz so einfach. Neben all den genannten positiven Ansätzen muss gesagt werden, dass es zum Beispiel zur Reflexion nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen in einem Museum eben der Objekte als Sachzeugen bedarf, die derzeit vor Ort von Schimmel befallen und von UV-Licht ausgebleicht werden. Der schönste ortsgeschichtliche Spaziergang ist nicht mehr als ein Heimatfilm, wenn nötige fundierte historische Kontextualisierungen fehlen. Aus einem offenen Haus wird schnell ein Altherrenstammtisch, wenn man sich nicht mit der aktuellen Lebenswelt auch jüngerer Personengruppen vor Ort auseinandersetzt.

Vierfachstrategie

Mit Blick auf die ersten Ergebnisse meiner Forschung bedarf es zu einer produktiven Weiterentwicklung des Feldes ehrenamtlich betriebener Kleinstmuseen meines Erachtens einer Vierfachstrategie, die wertschätzend an die vor Ort geleistete Arbeit anknüpft, statt einseitige Professionalisierungsansprüche an dieses Feld heranzutragen oder Gelder für Infrastrukturen ohne konzeptionelle Weiterentwicklungen bereitzustellen. Zum einen sollte die Förderung von gemeinschaftsfördernden Veranstaltungen in den Museen unkompliziert möglich sein. Dies baut Hemmschwellen ab und verankert die Institutionen stärker in der lokalen Bezugsgemeinschaft. Als zweite Maßnahme scheinen mir (weitere) Schulungen im klassischen Sinne im Bereich der präventiven Konservierung inklusive der Beratung zu den Möglichkeiten von Materialeinkauf und finanzieller Förderung von Konservierungsmaßnahmen sinnvoll – unabhängig von Zertifizierungsverfahren und wegen der Hemmschwellen und der eingeschränkten Reisefähigkeit älterer Ehrenamtlicher vor allem vor Ort. Hier bin ich auf großes Interesse vonseiten der Ehrenamtlichen gestoßen, denen selbst sehr am Erhalt ihrer Sammlungen gelegen ist. Als dritte Maßnahme erscheint die möglichst umfassende Unterstützung bei der Vernetzung der Kleinstmuseen untereinander und in der Region zweckmäßig. Nur zwei der fünf von mir besuchten Häuser sind bislang im Museumsverband für Niedersachsen und Bremen e.V. organisiert, ein anderes Haus ist in einer Regional-AG einer der niedersächsischen Landschaften engagiert, vereinzelt beteiligen sich die Häuser an Aktivitäten des Niedersächsischen Heimatbundes. Die Museen sind damit weitgehend vom Informationsfluss abgekapselt. Aus diesem Grund ist es von zentraler Bedeutung, dass der Museumsverband dem unlängst durch eine gezielte Umfrage an den Kleinstmuseen und weiterhin durch die

Zusammenarbeit mit den Niedersächsischen Landschaften und dem Heimatbund zu begegnen sucht.

Gleichzeitig habe ich festgestellt, dass acht der zehn von mir Befragten selten bis nie Museen außerhalb der eigenen Museumssparte besuchen. Hier könnte sich durch gezielte Exkursionsangebote der Horizont des museal Denkbaren und Zeigbaren unter den Ehrenamtlichen deutlich weiten lassen. Zentral erscheint mir abschließend jedoch die Implementierung längerfristiger Kooperationen zwischen „Museumsprofis“ und „Laiinnen und Laien“. Ein gegenseitig wertschätzender Zugang und ein Einfühlen in die Aufgaben, die ein Museum vor Ort erfüllt, können nur über längerfristige Zusammenarbeit entstehen, nicht durch wie auch immer geartete Schulungen in den Landeshauptstädten. Dies kann auch beim besten Willen aller Beteiligten nur in standardisierte Lösungen, Hemmschwellen und Frustrationen über ein Sich-nicht-verstanden-Fühlen münden.

Nichts von dem, was ich als alternative Aufgaben beschrieben habe, hätte ich bei einem Kurzbesuch in einem der Museen wahrgenommen und man hätte es mir nur selten erzählt, weil es als viel zu „unprofessionell“ oder zu selbstverständlich abgetan worden wäre. Aufgrund des geringen Grades an Schriftlichkeit in der Kommunikation der Ehrenamtlichen hätte ich auch durch Leitbilder keine Informationen zu inhaltlichen Haltungen und Vermittlungsansätzen erhalten. Lösungen wie langfristige Patenschaftsmodelle zwischen Institutionen oder Personen, oder aber Modelle, bei denen „Museumsprofis“ als fliegende Kuratorinnen und Kuratoren mehrere Kleinstmuseen langfristig unterstützen, scheinen mir deutlich vielversprechender für alle Beteiligten.